

als Gegen-Geschichte zur römischen Geschichte herangezogen werden [kann]: In diesem neuartigen Diskurs verändert nämlich die Funktion der Erinnerung gänzlich ihren Sinn. In der Geschichte römischen Typs hatte die Erinnerung wesentlich das Nicht-Vergessen sicherzustellen – d.h. die Bewahrung des Gesetzes und die ständige Steigerung des Glanzes der Macht, solange sie besteht. Hingegen geht es der neuen Geschichtsschreibung darum, etwas freizulegen, was verborgen war – verborgen nicht nur im Sinn von vernachlässigt, sondern von sorgfältig, bewusst und böswillig verschleiert und entstellt.«

Nun geht es dem aus einem Projekt der »Geschichtswerkstatt Europa« hervorgegangenen Band von Peter Hallama und Stephan Stach zwar nicht vornehmlich um dichotome Auseinandersetzungen zwischen einer alten und neuen Historiographie in den kommunistischen Staaten Ostmitteleuropas, jedoch umso mehr um Mechanismen des Herausschälens von Vernachlässigtem, Beschwiegenem, Tabuisiertem. Gegengeschichte verstehen die Herausgeber – in Modifizierung von Foucaults Verständnis als *neuer Geschichte* – nicht ausschließlich als eine gegen die vorherrschenden, regimekonformen Narrative der Vergangenheit gerichtete Geschichte, sondern als die Gesamtheit der nicht staatlich reglementierten Formen von Auseinandersetzung mit Geschichte. Die durchaus heterogenen Akteure des Dissenses, umfassend als »alternative Kultur« verstanden, bereiteten der »Rückkehr der Geschichte« nach 1989 bereits zuvor im Staatssozialismus den Weg, wodurch die Gesellschaft in Teilen für differente Lesarten sensibilisiert worden war. Durch die Konfrontation der staatlichen »Lügen« mit der eigenen, vermeintlichen »historischen Wahrheit« ging eine Legitimierung der oppositionellen Tätigkeiten einher, wobei eine *invention of tradition* mit Bezug zur vorkommunistischen Zeit oft eine wichtige Rolle spielte. Der Schwerpunkt des Bandes liegt auf dem Umgang der Akteure des Dissenses mit dem Zweiten Weltkrieg

## ■ Gegengeschichte

Peter Hallama/Stephan Stach (Hg.), *Gegengeschichte. Zweiter Weltkrieg und Holocaust im ostmitteleuropäischen Dissens (Schriftenreihe der Societas Jablonoviana; Bd. 3)*, Leipzig (Leipziger Universitätsverlag) 2015, 294 S., 29,00 €

In seiner Vorlesung am Collège de France am 28. Januar 1976 betonte Michel Foucault, dass der »neue historische Diskurs

und dem Holocaust, obwohl – wie die Autoren anmerken – natürlich nicht nur diese Themenfelder umstritten waren und einer Instrumentalisierung anheimfielen.

Eine antitotalitäre Gegengeschichte wurde dabei zur Delegitimierung des Systems und Konstitution einer neuen Nationalgeschichte nutzbar gemacht, wie es auch andere neuere Forschungen herausstellten (etwa von Brier, Feindt, Kopeček und anderen). Die Konstruktion einer doppelten Opferrolle der ostmitteleuropäischen Gesellschaften diente dabei unter anderem zur Selbstvergewisserung der eigenen dissidenten Rolle im herrschenden System. Wie die Herausgeber des Bandes betonen, sei mit Ausnahme der Opposition in der DDR die Frage nach eigener Schuld oder Mitverantwortung fast ausschließlich auf die Nachkriegszeit, also auf Vertreibungen, den Aufbau der kommunistischen Herrschaft sowie stalinistische Verbrechen bezogen worden und kaum auf eine etwaige Beteiligung an Verbrechen im Zweiten Weltkrieg. Die Pluralisierung der Meinungen in den 1980er Jahren sei Grundlage für das Auseinanderdriften der Opposition nach 1989 in fast allen ostmitteleuropäischen Staaten gewesen, gleichzeitig aber auch für das Entstehen einer Zivilgesellschaft. Im Kontext von oppositioneller Mobilisierung und Zugeständnissen des Regimes werden im Band daher auch Widersprüche und Dissens innerhalb des Dissenses anschaulich herausgearbeitet. Regional liegt in den zehn Beiträgen ein ganz klarer Schwerpunkt auf Polen und der Tschechoslowakei, wobei in zwei Fällen die DDR als Vergleichsobjekt zum polnischen Fall herangezogen wird. Allein im abschließenden Beitrag wird der ungarische Samizdat behandelt.

In ihrer Fallstudie zur Symbolik der polnischen Opposition in den 1980er Jahren beschreibt Silke Plate anhand von durch den Untergrund herausgegebenen Briefmarken des sogenannten Zweiten Umlaufs (*drugi obieg*) oppositionelle Geschichtsdebatten über die Zweite Polnische Republik. Durch die Produktion von Briefmarken mit Moti-

ven aus der Zwischenkriegszeit und damit von Kopien hoheitlicher Symbole eines souveränen Staates sei die Legitimität der kommunistischen Volksrepublik in Frage gestellt worden, da sie als Fremdherrschaft im eigenen Staat erschien. Auch wenn die Marken keine postalische Funktion besaßen, hatte ihr Sammeln doch gemeinschaftsstiftende Wirkung und letztlich gelang es, Zugeständnisse von staatlicher Seite zu erzwingen: 1988 griff erstmals auch die offizielle polnische Post Motivik aus der Zeit der Zweiten Republik auf. Christhardt Henschel betont in seinem Vergleich der Widerstandsbewegung(en) der DDR mit jenen in der Volksrepublik Polen die unterschiedlichen Bezugspunkte oppositioneller Geschichtsnarrative in beiden Ländern. Die DDR-Dissidenten stellten das antifaschistische Masternarrativ des Systems weniger grundsätzlich in Frage, wenngleich sie es zunehmend als »rhetorische Hülse« entlarven konnten. Ihre Positionen standen damit nicht so diametral wie die der Dissidenten im Nachbarland der staatlich verordneten »Geschichtsmythologie« entgegen. Dort habe Pragmatismus von Seiten des Regimes bewirkt, dass immer mehr Elemente einer Gegenerinnerung in die offizielle Geschichtspolitik eingeflossen seien.

Explizit mit der Bedeutung von Gegendiskursen in Polen setzen sich Florian Peters und Joanna Urbanek am Beispiel der Auseinandersetzungen um den nichtkommunistischen Untergrundstaat, die polnische Heimarmee (*Armia Krajowa*) und den Warschauer Aufstand im Zweiten Weltkrieg auseinander. Sie fragen nach deren Bedeutung als Mechanismen der Selbstvergewisserung und Identitätsstiftung für die Opposition und konstatieren, dass die Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte maßgebliche Antriebskraft für die sehr heterogene Opposition gewesen sei – mehr noch als ökonomische oder humanitäre Problemfelder. Sie gehen zugleich darauf ein, dass die untersuchten Themenkomplexe – wenn auch mit anderen Akzentuierungen – ebenfalls in der offiziellen Geschichtserzäh-

lung seit den 1960er Jahren auftauchten, als das nationalkonservative Lager in den Reihen der polnischen Kommunisten dominierte.

Alena Fialová betrachtet tschechische Autoren von Prosawerken des offiziellen Literaturbetriebs, des Exils sowie des auch nach der »Normalisierung« in den 1970ern im Land verbliebenen Samizdat. Ironie, Paradoxien und die Darstellung des Privaten im Kontext des »Großen« in der Geschichte waren prägend für die Literatur des tschechischen Dissenses, wobei nicht die Kriegszeit und der Holocaust, sondern die Zeit des Stalinismus der Hauptbezugspunkt ihrer Produktion gewesen sei. Die Erinnerung an die Rolle der Roten sowie der US-Armee in Böhmen 1945 beleuchtet Adam Dobeš näher. Erst im Umfeld der Charta 77 sei eine gewisse Korrektur der offiziellen Darstellungen der Ereignisse um den Prager Aufstand von 1945 überhaupt denkbar geworden. Jedoch auch dann wurden einer »alternativen Erinnerungskultur« nahezu keine Zugeständnisse seitens der Partei gemacht und bis 1990 Gedenkfeiern regelmäßig bzw. verhindert.

Anschaulich beschreibt Sabine Stach die Symbolhaftigkeit des 17. Novembers (1939) in der Tschechoslowakei, seine Rezeptionsgeschichte und die mobilisierende Wirkung der Erinnerung an diesen Tag. Gerade die Umdeutung von im offiziellen Kalender vorhandenen Erinnerungstagen durch die Opposition konnte eine große Breitenwirkung erzielen. Die Jahre 1968/69 sowie die der »Samtenen Revolution« Vorschub gebende Studentendemonstration im November 1989 finden dabei besondere Beachtung der Autorin. Sie geht aber auch darauf ein, dass das diese Erinnerung prägende studentische Märtyrermotiv später zwar nur noch eine untergeordnete Rolle gespielt habe, der in seinem Erinnerungsgehalt mehrfach überschriebene Tag aber bis heute identitätsstiftende Wirkung entfalte.

Bianca Hoenig stellt in ihrem Beitrag polnische (Jan Józef Lipski) und tschecho-

slowakische (Ján Mlynárik) Exilstimmen zum Komplex der Vertreibung der Deutschen als Musterbeispiel für eine kritische und konstruktive Gegengeschichtsschreibung vor, die die herrschende sozialistische Lesart seit Ende der 1970er Jahre direkt in Frage stellten. Trotz sehr unterschiedlicher Erfahrungen der jeweils eigenen Gesellschaften sei der dramaturgische Umgang mit jener »Tragödie« erstaunlich ähnlich gewesen. Hiermit habe auch der Platz der eigenen Nation in Europa neu definiert werden sollen. Stephan Stach schildert hingegen eindrücklich, wie der Umgang mit der Erinnerung an den Holocaust in Funktion und Reichweite in der DDR und Volksrepublik Polen variierte. Er betont vor allem, dass das Holocaustgedenken im offiziellen Diskurs nie im Mittelpunkt stand, sondern in der DDR von antifaschistischer Rhetorik und in Polen von der Exponierung der eigenen nationalen Opferrolle überlagert wurde. Parallele, »unabhängige« Gedenkfeiern, wie zum Beispiel an den Warschauer Ghettoaufstand oder die Pogromnacht, waren nicht explizit gegen das Regime gerichtet, konnten aber implizit Widersprüche in dessen propagiertem Geschichtsbild entlarven.

Peter Hallama analysiert die Bedeutung der negativen »Kehrtwende« 1968 für die Entwicklung des tschechischen »historischen Samizdat«, insbesondere mit Hinblick auf die Thematisierung des Holocaust. Anders als nicht selten behauptet, könne allerdings in der Folge nicht von einer Tabuisierung der Thematik ausgegangen werden. Eine Herausstellung von individuellen Schicksalen und Lebensgeschichten war besonders in belletristischen oder autobiographischen Formen möglich und konnte somit implizit einer (partikularen) »Vergangenheitsbewältigung« Vorschub leisten und damit der »antifaschistischen Meistererzählung« widersprechen, die historiographische Texte – mit Ausnahme von Übersetzungen fremdsprachiger Publikationen – kaum antasteten. Hallama betont, dass eine Universalisierung des Holocaust und sein He-

raushalten aus der tschechischen Nationalgeschichte als regimekonformer, dissidenter wie auch postkommunistischer Konsens angesehen werden kann. Abschließend konstatiert Richard S. Esbenshade für das Ungarn der Kádár-Zeit, dass der Aufstand von 1956 ein größeres Tabu als eine Beschäftigung mit Zweitem Weltkrieg und dem Holocaust gewesen sei. Oppositionelle, antihegemoniale Erinnerungsmodelle vermochten hier maximal verschiedene Stränge des öffentlichen Diskurses auf die Zeit von 1944 bis 1956 insgesamt zu projizieren, wobei heutzutage diese durchaus progressiven Ansätze kaum mehr eine Rolle spielen.

Der insgesamt überaus gelungene Band nimmt unter dem Paradigma der Gegengeschichte die Spielräume oppositionellen Handelns in den staatssozialistischen Gesellschaften Ostmitteleuropas in den Blick und illustriert diese an plastischen Beispielen. Kritisch könnte höchstens angemerkt werden, dass eine stärkere strukturelle oder kategoriale Verbindung der verschiedenen Einzelbeiträge und »Gegengeschichten«, wie sie in der Einleitung angedeutet, dann aber in der Anordnung und Ausrichtung der Beiträge nur zu erahnen ist, einen zusätzlichen Mehrwert hätte zeitigen können. Einzelne Themen und Fallbeispiele hätten auch problemlos auf Ansätze der *Memory Studies* zurückgreifen können (Gegengeschichte als Angriff auf das kollektive Gedächtnis?) – ob die empirischen Befunde substantiell andere gewesen wären, sei dahingestellt. Dessen ungeachtet stellt der Sammelband einen wichtigen, lesenswerten Beitrag zur aktuellen Dissens-, Oppositions- und auch zur neueren Nationalismusforschung dar. Ein umfassendes, nicht an Gattungsgrenzen haltmachendes Verständnis von Gegengeschichte ermöglicht hier das Zusammenbinden von Spielarten des Dissenses im Staatssozialismus zu einem eindrucksvollen Panorama des Nonkonformismus.

KONSTANTIN ROMETSCH (GIESSEN)